

ÖSTERREICH IN TRANSIT

Eine Zugfahrt durch unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Willkommen! Abfahrt des IC 645 von Salzburg Hauptbahnhof nach Wien Hauptbahnhof um 14:07 auf Bahnsteig 4, Plattform A–C. Pünktlich setzt sich der Zug in Bewegung und verlässt Salzburg. Kurz darauf rauschen wir schon dicht am Wallersee vorbei. Als die Alpen im Hintergrund langsam verschwinden, werfe ich noch einen letzten Blick zurück. Berge und Österreich gehören einfach zusammen. So jedenfalls klingt es in der österreichischen Hymne: „Land der Berge, Land am Strome usw.“ Doch tatsächlich, wie die meisten Österreicher: innen schon in der Volksschule vorgebetet bekommen, sind fast drei Viertel der Alpenrepublik mit Bergen bedeckt. Diese Berge spielten dementsprechend auch eine essenzielle Rolle in der Geschichte Österreichs. Heutzutage tendieren wir dazu, die Alpen zu romantisieren. Aber ist ja auch verständlich. Schön sind sie ja, da kann wohl niemand widersprechen. Der Tourismus wird ebenfalls mächtig angekurbelt und stellen heutzutage einen bedeutenden wirtschaftlichen Faktor für das Land dar. Aber in den Alpen zu leben, ist wieder ein ganz anderer Schuh. Wenn ich meinem Großvater, der auf einem Bergbauernhof im Pongau aufwuchs, vorschwärmte, wie gerne ich doch in den Bergen unterwegs bin und wie schön es doch sei, dann gab er mir immer einen sonderbaren Blick. Sein Mund verzog sich, als hätte er in was Saures gebissen und er meinte nur, dass er als Jugendlicher nicht darauf warten konnte, die Berge zu verlassen, um in den Flachgau zu ziehen. Nur Jahre später, nach etlichen Geschichten vom Großvater verstand ich langsam, weshalb ihm das entbehrungsreiche Leben in den Bergen so missfiel. Die Arbeit am Hof war hart. Das Wetter schroff und das Leben für ihn und seine vielen Geschwister gefährlich. Da blieb wenig Zeit, die Alpenkulisse zu romantisieren. Als ich nun noch ein letztes Mal zurückblicke und die Silhouette sehe, die sich hinter dem Wallersee auftürmt, denke ich auch an ihn und seine Geschichten zurück. Dort, wo wir aufwuchsen im Flachgau, da war die Silhouette der Berge immer omnipräsent. Schon als Kind faszinierte es mich, wie die Berge an einem Tag ganz nah wirkten und am nächsten wieder weit entfernt, je nach Wetterlage. Mein Opa konnte an solchen Dingen das Wetter genauestens vorhersagen, manchmal präziser als der Wetterbericht. Er schaute sich dafür zum Beispiel die Tannenzapfen an und wusste, wann es bald regnen würde. Für ein Kind grenzt sowas an Magie.

Schließlich sind der See und die Bergsilhouette vollständig aus dem Blick verschwunden und der Zug ruckelt weiter Richtung Westen. In den nächsten zweieinhalb Stunden werden wir entlang der Westbahn-Achse durch einige der bevölkerungsreichsten Städte und Ballungszentren Österreichs fahren. Zwischendurch unterbrochen von Seen, Äckern, sanften Hügeln, den Silhouetten schroffer Berge, der Donau, die gelegentlich hervorlugt und kleinen Dörfern. Österreich halt. Die einen nennen es schlichte Bahnhöfe und Agrarwüste. Die anderen nennen es Kultur und malerische Landschaften. Naja „Österreich halt“ ist jetzt auch nicht so eindeutig. Das Österreich, so wie wir es kennen, ist gar nicht mal so alt. Beziehungsweise: die Idee von Österreich, die wir im Kopf haben, wenn wir über Österreich sprechen. Als Wolfgang Amadeus Mozart 1781 von Salzburg nach Wien reiste, tat er das noch als Migrant. Er verließ das Fürsterzbistum Salzburg und wanderte in die Habsburgermonarchie ein. Für ihn war diese Reise damals aber nicht so gemütlich, wie sie es für uns heute auf der Westbahnstrecke ist. Statt Bordbistro und Relax-Check-in hieß es, für Mozart erst einmal sechs Tage lang mit einer Postkutsche auf Holzbänken und mit einfachster Federung Richtung Wien gerüttelt und geschüttelt zu werden. Nachts schlief er in Wirtshäusern. Er beschrieb die Reise später folgendermaßen: „lieber würde ich zu Fuß gehen, als in einem Postwagen zu fahren“, weil der Wagen „einem doch die Seele herausstößt“.

Um es auf den Punkt zu bringen: Viel hat sich also verändert seit damals. Doch eins ist gleichgeblieben – Ressentiments im Verhältnis zwischen Stadt und Land. Im Grunde sind wir alle Österreicher: innen, doch „die Stadt“ und „das Land“ fühlen sich manchmal wie unterschiedliche Welten an. Eine Insel der Jugend und Veränderung und ein durch Landflucht überaltertes Restösterreich. Diese Beziehung strotzt nur so von Vorurteilen. Noch vor einem Wissen oder einem persönlichen Erleben kommt es eben schon zum Urteil. Vor - Urteile gibt es mehr als genug, und diese hier alle zu wiederholen, macht vermutlich auch keinen Sinn. Im Grunde läuft es immer auf Ähnliches hinaus: Die Städter: innen seien arrogant, zu woke und weltfremd. Die Ländler: innen hingegen seien konservativ, ungebildet und engstirnig. Diese Gräben zu schließen, gelingt bis heute nicht wirklich. Eher tun sie sich immer weiter auf. Doch der fundamentale Fehler, der sich hier auf beiden Seiten einschleicht, ist die Verallgemeinerung, mit der man Pauschalurteile über Hunderttausende, ja Millionen von Menschen trifft. In jeder einzelnen Person tun sich ja schon riesige Welten auf. So schwer Österreich als politisches Gebilde zu fassen ist, so heterogen und wandelbar es schon immer war, so stellt es genau darin eine Konstante dar. Das Land Österreich besteht aus seinen Einwohner: innen – und diese sind um ein Vielfaches diverser und komplexer, als wir es uns oft eingestehen wollen oder können.

Einer der essenziellen Unterschiede zwischen Stadt und Land bleibt aber die Geschwindigkeit, mit der sich Ideen und Weltanschauungen umwälzen. Wo viele unterschiedliche Menschen aufeinandertreffen, da tut sich auch viel. Sowohl Innovation als auch Konflikt. Der kulturelle Schmelztiegel ist halt nicht überall gleich heiß. Je weniger Menschen an einem Ort leben, umso zäher verändern sich Ideen und Weltanschauungen. Nichtsdestotrotz sind wir uns um einiges ähnlicher, als wir es manchmal wahrhaben möchten. Wir alle werden durch unsere Umwelt geprägt – und prägen wiederum sie und unsere Mitmenschen. Doch sich über diese Erfahrungen konstruktiv mitzuteilen, gelingt nur zu selten. Wenn man die Vorurteile vor seinem geographischen und demografischen Gegenstück außen vor lässt, sich auf Augenhöhe begegnet und miteinander spricht, so würden die Urteile vermutlich ganz anders ausfallen.

Als ich so vor mich hin grüble, zischt der IC 645 weiter durch Österreich und hat nach etwas mehr als einer Stunde Linz erreicht. Jetzt sind wir schon bei der Halbzeit unserer Reise angelangt. In Linz befindet sich ein ganz anderer Schmelztiegel. Die Voestalpine. Die Geschichte dieses Unternehmens ist repräsentativ für zahlreiche Betriebe in Österreich und Deutschland. Ursprünglich wurde sie kurz vor dem Zweiten Weltkrieg als Rüstungsbetrieb gegründet. Die „Hermann-Göring-Werke Linz“. Der Standort nahe der Donau wurde während des Krieges unter horrenden Arbeitsbedingungen mit Hilfe von Zwangsarbeiter: innen und KZ-Häftlingen aufgebaut, um die Kriegswirtschaft am Laufen zu halten. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden diese Anlagen von den Alliierten beschlagnahmt und 1946 in „Vereinigte Österreichische Eisen- und Stahlwerke“ (VÖEST) umbenannt. Nach dem Krieg hat die UdSSR große Teile der Produktionsanlage als Reparationsleistung abbauen lassen und in den Osten transportiert. Als die USA die VÖEST übernahmen, bauten sie diese mit modernster Technologie wieder auf. Durch den massiven Wiederaufbau im Zuge des Marshall-Plans wurde die VÖEST schließlich zu einem der größten Industrieunternehmen Österreichs und zu einem Symbol des wirtschaftlichen Aufstiegs. So zumindest erzählte es mir immer mein ehemaliger Chemielehrer. Dieser war wie besessen von der VÖEST. Er hatte selbst lange in einem Bergwerk und der Industrie gearbeitet und erzählte uns begeistert von den gigantischen Hochöfen und den innovativen Stahlerzeugungsverfahren, die von der VÖEST entwickelt wurden und Österreich in der Stahlindustrie über Jahrzehnte zu einem Technologieführer machten. Nachdem wir uns ein ganzes Semester lang nur Geschichten über die VÖEST und Hochöfen angehört hatten, grätschte unserem Besuch im Werk in Linz der Ausbruch der Covid Pandemie hinein. Von einer so ähnlichen Erfahrung könne vermutlich fast alle Schüler: innen dieser Generation berichten. Jedenfalls ist die

Geschichte der Voest Alpine exemplarisch für viele große Unternehmen in Österreich, die eng mit dem Nationalsozialismus verbunden waren. Wie kritisch man sich mit diesem düsteren Kapitel der Unternehmensgeschichte auseinandergesetzt hat, ist von Konzern zu Konzern unterschiedlich. Ich bin dann doch einigermaßen froh, als wir Linz wieder verlassen. Bei meinen vielen Zugfahrten entlang der Westbahnstrecke wirkt es wie ein Fluch, dass im Linzer Becken das Wetter fast immer in ein bedrückendes Grau umschlägt. Neben Salzburg, Wels und Linz werden wir auf der Westbahnstrecke noch viele Ballungszentren Österreichs durchqueren. Wie schon Karl Marx auf den Punkt brachte, sind es die Menschen, die den Kapitalströmen folgen. Wie in so vielen Ländern herrscht in Österreich eine massive Landflucht und die Städte wachsen explosiv, während ausgestorbene Geisterdörfer das Land dominieren. Die Stadt ist am Puls der Zeit. In der Stadt passiert der Großteil der Wertschöpfung. In der Stadt finden die Menschen Arbeit. Wie soll sich das weiterentwickeln? Lebt in ein paar Jahren dann niemand mehr am Land? Spielt sich wirklich alles nur in der Stadt ab? Wie lange die Landflucht noch in diesem Tempo weitergeht, ist schwer zu sagen, jedenfalls scheint es, als ob die Menschen den Medien und der Hektik langsam überdrüssig werden. Wir leben in einer Zeit, die Natur und Ruhe beinahe schon fetischisieren und uns damit zeigt, wonach sich unsere Gesellschaft so sehr sehnt. Die Autorin Juli Zeh sieht, konträr zum Trend der Landflucht, die Zukunft gerade am Land. Für sie ist es der Ort, wo sich in unserer Gesellschaft entscheidet, ob wir zusammenhalten können oder nicht. Die Konflikte unserer Zeit müssen dort überwunden werden und das Land wird zu einem Versuchslabor für unsere Zukunft. Im positiven, wie im Negativen.

Der Zug ruckelt weiter Richtung Niederösterreich. Die Wolken lichten sich etwas und die Sonne leuchtet, die nun wieder vorherrschende Natur aus. Sanfte Hügel ziehen vorbei und zahlreiche Vierkanthöfe liegen verstreut in der Landschaft. Schon krächzt es durch die Lautsprecher, dass wir in Kürze unseren nächsten Halt Amstetten erreichen werden. Auch Amstetten hat eine enge Vergangenheit mit dem Zweiten Weltkrieg. Während des NS-Regimes war Amstetten eine echte Nazihochburg. In Österreich muss man nie lange graben, um auf die Überreste der NS-Vergangenheit zu stoßen. Da muss ich an den Film von Ulrich Seidl denken: „Im Keller“. Darin zeigt Seidl österreichische Kellerräume, in denen unter anderen Kuriositäten auch NS-Reliquien gesammelt werden. Es wirkt fast so, als sei es, wie es die Tagespresse einmal überspitzt formulierte, eine Besonderheit, wenn in einem österreichischen Keller mal kein privates Naziwaffenarsenal gefunden wird. In diesem Zusammenhang hatte das Haus der Geschichte Österreich (hdgö) in Wien eine interessante Ausstellung: „Hitler entsorgen. Vom Keller ins Museum“. Diese setzte sich mit der Thematik auseinander,

was man mit den „Überbleibseln“ des Nationalsozialismus tun sollte. Entsorgen? Oder ins Museum? Ab wann ist es gar Wiederbetätigung? Egal ob Keller, Nachlass oder Flohmarkt. Alte Nazirelikte tauchen vielerorts auf. Wenn diese Objekte, dann auch noch in die Familiengeschichte verstrickt sind, wird es schwierig einen Umgang damit zu finden. In dieser Ausstellung fragte sich das hdgö, wie eine verantwortungsbewusste Gesellschaft mit diesen Relikten umgehen kann, um das demokratische Bewusstsein der Gegenwart zu stärken. Eine äußerst spannende Thematik.

Während ich noch über die Kellernazis nachdenke, erreichen wir schon unseren nächsten Stopp. St. Pölten, die Hauptstadt Niederösterreichs und die am schnellsten wachsende Stadt Österreichs. Dieses Wachstum lässt uns auch einen Blick in die Zukunft erhaschen. Wo gebaut wird, wird auch Boden versiegelt. Österreich ist international einer der Spitzenreiter in der Bodenversiegelung pro Kopf. Stadt und Land. Wertschöpfung und Natur. Neu und alt. Diese Konflikte sind omnipräsent. Doch wo Konflikt ist, ist immer auch ein Potenzial. Dieses Potenzial in konstruktive Bahnen zu lenken, fällt uns aktuell noch schwer und einige Österreicher: innen blicken dementsprechend grimmig in die Zukunft. So sehr die Stadt auch versucht, Natur und Land zu imitieren durch Begrünungen, Parks und Naherholungsgebiete, so ist die Natur, wenn man das Ballungszentrum verlässt, doch etwas ganz anderes. Für mich ist dabei der Geruch immer entscheidend. Die olfaktorische Geschichtsschreibung beschäftigt sich auch damit, wie Gerüche Erinnerungen und Vergangenheit prägen. Viele Menschen verbinden etwa bestimmte Waschmittelgerüche sofort mit ihrer Kindheit in der DDR. Bei mir hat sich dieser Landgeruch eingebrannt. Wenn man von so viel Biomasse umgeben aufwächst, lässt einen das nicht mehr los. So manch zynischer Städter verbindet mit Land wohl eher nur einen Güllegeruch. Doch für mich ist dies immer behaglich und wohlvertraut. Diesem kühlen frischen Geruch in der Nase kann ich im Prater noch so lange herjagen, aber es riecht nirgends so, wie im Wald hinterm Elternhaus. Was auf unserer Zugfahrt durch Österreich jedenfalls Bestand zu haben scheint und zugleich durch die Geschichte Österreichs hindurch sichtbar wird, ist, wie stark sich alles verändert. So sehr wir an „Leitkultur“ oder „traditionellen österreichischen Werten“ festhalten wollen. Wie schon Heraklit von Ephesos sagt: „Nichts ist so beständig, wie der Wandel“.

Auf St. Pölten folgt, wie zu erwarten, schon bald Wien Meidling. Wir haben nun das Stadtgebiet erreicht. Vindobona. Wien, der Wasserkopf Österreichs. Als Vermächtnis der Monarchie stellt Wien inzwischen für die kleine Alpenrepublik eine enorm überdimensionierte Hauptstadt dar. Wien ist sogar die zweitgrößte deutschsprachige Stadt nach Berlin. Dies

verschärft den Konflikt zwischen Wien und Restösterreich noch weiter. Es scheint manchmal so, als würde sich alles von Relevanz in Österreich in der unangefochtenen Hauptstadt abspielen, auf die auch alle Institutionen und Co. ausgerichtet sind. Schon in der Monarchie führten alle Zugnetze, wie das Netz einer Spinne von den Provinzen immer engmaschiger bis in die Hauptstadt. Das Zentrum und der kulturelle Schmelztiegel des Vielvölkerstaats. Auch hier ist wieder Vorsicht geboten. Dieses Bild des romantischen Zusammenlebens in der Monarchie beschönigt die Tatsache, dass die Logik der Habsburgermonarchie, wie fast aller Imperien dieser Zeit, die absolute Dominanz und Unterwerfung durch eine elitäre Minderheit ist. Die Prunkbauten und gemütlichen Kaffeehäuser des imperialen Flairs dieser Stadt sollten lieber nicht zu genau unter die Lupe genommen werden, wenn man sich den Schein erhalten möchte. Die Vergangenheit wird stets stark romantisiert und wie ein Uniprofessor von mir immer zu sagen pflegte: „Die gute alte Zeit, die hats nie gegeben.“ Der Zugführer gibt noch einen leicht bissigen Kommentar über die Lautsprecher ab, indem er die Verspätung auf das Nachbarland schiebt. Oder anders gesagt: „Der Piefke woas!“ Er informiert über Anschlusszüge und schon öffnen sich die Türen piepsend und die Menschentraube verteilt sich in alle Richtungen wurlend. Ein Freund von mir sagt immer, dass sich in Wien alle viel schneller bewegen. Gehetzter umherlaufen. Und wenn man den Menschen so am Weg zur U-Bahn zusieht, kann ich das nur unterschreiben. Die U-Bahn. Wenig steht so sehr für Veränderung wie diese unterirdischen Röhren für den Personentransport. Als die U2 wieder unter dem Ring fuhr, feierten die Wiener: innen die Wiedereröffnung ausgelassen in den Waggons, als ob ihnen persönlich ein Geschenk gemacht worden wäre und gewissermaßen war es das auch. Mit der Verlängerung jeder U-Bahnlinie wächst auch die persönliche Freiheit und Mobilität. Nun warten die Wiener: innen schon sehnsüchtig auf die U5 und es gibt fast niemanden, der nicht immer wieder gespannt recherchiert, wann die nächste Bauphase denn endlich abgeschlossen ist.

Als die Menschen aus dem Zug strömen, steigen auch vereinzelt Personen hinzu. Zwei hagere Gestalten warten geduldig neben der Tür und bugsieren sich, nachdem die Massen den Zug verlassen hatten, durchs Abteil. Mit einem ächzen lässt sich das Pärchen auf der Bank mir gegenüber nieder. Eine Frau und ein Mann. Beide braun gebrannt mit ledriger Haut. Schlicht, aber gepflegt gekleidet und einen Trolley hinter sich herziehend. Nachdem sie sich niedergelassen haben, blicken sie etwas aus dem Fenster und schweigen für ein paar Momente. Dann meint er: „Ih hobs da jo gsogt. Sowas geht ned guad aus.“ Sie runzelt die Stirn und fragt: „Wonn hot des gonze numoi ongfonga? 95? 96? So irgendwos.“ Nach dem ersten Hin und Her herrscht bei mir noch ein großes Fragezeichen. Doch als sie weiterreden, wird

es etwas klarer. Mann: „De gonze Zeit, de scheiß Bildschirme. Wischen nur rum wie deppad. Des woa ma scho doimois kloa. Sowas brauch ma ned.“ Während er so dahinschimpft, werfe ich einen Blick durch den Waggon. Tatsächlich hält fast jede Person ein Smartphone in der Hand oder sitzt vor irgendeinem Bildschirm. Dazu noch mit Kopfhörer eingestöpselt, ganz von der Umwelt abgeschottet auf eine Tatstatur einhauend oder durch soziale Medien wischend. Für mich selbstverständlich, vergesse ich manchmal, dass dies nicht schon immer die Lebensrealität aller Menschen war. Früher schlief man nicht mit einem Bildschirm in Griffweite ein und wischte als Erstes am Tag durch die neuen Benachrichtigungen. Ich muss etwas schmunzeln über die nostalgische Art, wie sie miteinander reden, und die wienerischen Ausdrücke, die sie dabei verwenden. Wie viel sich in ihrer Lebenszeit geändert hat. Digitalisierung und Globalisierung in Riesenschritten voranschreitend vergessen wir ab und zu, wie die Welt noch vor ein paar Jahrzehnten ausgesehen hat. Was daran gut und was schlecht ist, ist manchmal gar nicht mehr so genau zu sagen, doch feststeht, dass sich so einiges verändert hat. Was wir jetzt daraus machen, liegt an uns. Kurz bevor wir den Hauptbahnhof erreichen, höre ich noch den Mann triumphierend sagen: „Du, jetzt foah ma nu weida auffi auf Grinzing. Donn sauf ma drei Achterl Spritzer und donn gemma schlofn.“ Als ich aus dem Zug aussteige, klingen die Worte noch in mir nach und ich sag mir im Stillen: „Najo, des is vielleicht goa koa so schlechte Idee.“